

A woman wearing a white headscarf is the central figure, looking downwards with a somber expression. She is set against a dark, starry background that resembles a night sky or a cave. The scene is dimly lit, with a greenish-blue glow emanating from behind her. In the foreground, several human skeletons are scattered on the ground, suggesting a graveyard or a site of mass death. The overall atmosphere is one of mystery and horror.

**IM** *VON*  
*PETER WINDSHEIMER*  
**GARTEN**  
**LUZIFERS**

# Inhaltsverzeichnis

Vorwort

Vorwort des Autors

Buch I

Kapitel I: Angriff

Kapitel II: Die Nachricht

Kapitel III: Krieg

Kapitel IV: Im Lazarett

Kapitel V: Winter

Kapitel VI: Der Frühling

Kapitel VII: Traum & Einsamkeit

Kapitel VIII: Erwachen

Kapitel IX: Glaube und Liebe

Kapitel X: Ikarus

Kapitel XI: Abstieg: Wahn und Wirklichkeit

Buch II

Kapitel I: Phönix

Kapitel II: Der Dolch

Kapitel III: Meine persönliche Gottheit

Kapitel IV: Die Ehe

Kapitel V: Die Braunen

Kapitel VI: Die neue Heimat

Kapitel VII: England

Kapitel VIII: Mutter

Kapitel IX: Hölle

Kapitel X: Im Garten Luzifers

Kapitel XI: Himmel und Erde

Epilog

## ***Vorwort***

Ich freute mich riesig, als ich im Sommer 2013 von meinem Freund und einem der letzten aktiven Mitglieder des „Bardon-Kreis des Bundes“ erfuhr, dass er an einem durch und durch okkulten Roman arbeitet. In diesem schildert er sein Leid, seine Erlebnisse, seine Seelenkämpfe und seinen Weg zum Ausgleich, der über Depressionen, Verzweiflung und Alkoholsucht geprägt war, um daraus schließlich als Sieger hervorzugehen. Er zeigt die wahre Entwicklung und Einweihung, wie sie Dr. Lomer in seinen Büchern immer wieder anschneidet. Denn die Traumwelt bildet den Zugang zur geistigen Ebene und gewährt tiefe Einblicke in das Seelenleben, das dem ernsthaft strebenden Hermetiker auf seinen Weg leitet und ihn ans Ziel führt.

*Hohenstätten*

## ***Vorwort des Autors***

Die meisten Menschen dämmern in ihrem Alltag vor sich hin und Die meisten Menschen dämmern in ihrem Alltag vor sich hin und sinken dank der modernen Medien in geistig seichte Tätigkeiten ab. Brot und Spiele, das Zitat der alten Römer, hat in unserer Zeit dieselbe Gültigkeit wie in der Antike. Leider nimmt ein Großteil der Menschheit ihren, bei Geburt beigelegten, göttlichen Funken nicht wahr, sodass er im Laufe der Zeit verlischt. Auch die schweren Schicksalsschläge der beiden Weltkriege konnte die Menschheit nicht zur Rückkehr bewegen.

Wie die Weisen schon sagten, ist eine absolute Entsagung des Materiellen, also die Askese, in gleicher Weise einseitig wie auch die Abkehr von allem Geistigen und der Hingabe zum rein Materiellen.

Unsere Erdenleben bestehen oft aus Kämpfen, ob mit dem Schicksal von außen, oder mit uns selbst, die wir als suchende Seelen führen, um bessere Menschen aus uns zu schaffen und zu höheren Erkenntnissen zu gelangen.

In seinem Lebenslauf durchlebt Georg Steingarten die Schwierigkeiten und Umstände, um an wahre Lehren zu kommen, und den Weg zur Mitte zu finden. Die erste Hälfte des letzten Jahrhunderts war mit wenigen Ausnahmen hart. In der Folgezeit des Nationalsozialismus waren jene Lehren, die die Menschheit aus dem Halbschlummer des grauen Alltags erwecken sollten und die Individualität und Unikum des einzelnen Menschen entfalten kann, unerwünscht geworden, und die Anhänger dieser Lehren wurden verfolgt.

Leider werden uns in der unmittelbaren Zukunft wieder Leid und Entbehrung heimsuchen. Da die Menschheit als Kollektiv nicht viel aus der Vergangenheit gelernt hat, wird sie sich blind dem Abgrund nähern. Dies ist das Zeitalter des „Herrn der Welt“, dem großen Verblender und Verführer der menschlichen Gesinnung. Der Herr der Welt hat viele Gesichter und übt seinen Einfluss auf Religion, Politik, Wirtschaft und dem gesellschaftlichen Leben der Menschen aus. Solange der Mensch nicht dem Weg der wahren Gesinnung zu folgen lernt, wird er ein Sklave dieser Welt bleiben und Leid und Entbehrung als Lehrmeister über sich ergehen lassen müssen.

Dieses Buch sei jenen Kriegern gewidmet, die sich den inneren Krieg mit sich selbst, den steilen Weg zur Selbsterkenntnis zur Lebensaufgabe erwählt haben.

*Peter Hans Windsheimer*

## ***Buch I***

*„Eine Glorifizierung eines Krieges ist eine Glorifizierung des Leides, der Mordlust, der Zerstörung. Manche Kriege, jedoch, sind unentbehrlich, besonders der innere Krieg mit sich selbst.“*

*Leutnant Georg Steingarten*

### ***Kapitel I***

#### ***Angriff***

Ein kalter blasser Mond schien am nächtlichen Firmament. Dunkelgraue Wolkenfetzen zogen rastlos über die Stellungen hinweg und eine beklemmende Stille hatte das Schlachtfeld umgeben. Trotz der Stille lag eine unerträgliche Spannung, ausgelöst durch eine unausgesprochene Vorahnung auf die bevorstehenden Ereignisse bei Tagesanbruch, in der frühsummerlichen Luft. In wenigen Stunden wird sich eine tödliche Macht entfesseln und einen vernichtenden Feuersturm entfachen. Am Morgen wird ein zerstörender Artilleriebeschuss gegen die feindlichen Stellungen den Tag einläuten, dem dann ein Sturmangriff folgen wird.

Jene, die dazu verdammt waren, die Hölle von Verdun von Anbeginn mitzuerleben, hatten schon viele schlaflose Nächte vor Sturmangriffen durchlebt. Längst hatten wir die Furcht vor dem Tode abgelegt – man nannte uns an der Front die „Alten“ – denn keiner, der nicht schon monatelang

im Kampf gestanden war, machte sich noch eine große Hoffnung, diesen Krieg zu überleben. Man lebte von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde, Minute zu Minute. Das Leben war billig geworden. Im nächsten Augenblick konnte eine Granate oder die Kugel eines Scharfschützen ein Menschenleben beenden. Viele Male waren wir durch das Niemandsland mit gezogenem Bajonett gestürmt, hatten einen Hagel von Maschinengewehr und Artillerie über uns ergehen lassen, und nach jeder Kampfhandlung hatten wir viele Kameraden in der Hölle zurückgelassen. Auf unsere Angriffe waren Gegenangriffe der Franzosen gefolgt, die erbittert ihre Heimerde verteidigten, zumal Verdun, wenngleich es nicht der strategisch wichtigste Ort gewesen war, doch für die Kriegsmoral Frankreichs eine wichtige Rolle spielte.

So lag ich im Schützengraben unseres Zuges in dieser Nacht und wartete auf den Sturmbefehl, der um sieben Uhr folgen soll. Kurz nach Anbeginn der ersten Offensive war ich als frischer Leutnant aus der Kriegsschule an diesen kahlen, desolaten Abschnitt bei Verdun versetzt worden. Hier war meine jugendliche Kriegsbegeisterung sehr schnell vergangen, nachdem ich Zeuge der Grausamkeiten in meiner ersten Schlacht geworden war. Anfangs hatte ich noch Mitleid und zeigte bodenlose Fassungslosigkeit aufgrund des unsäglichen Leids, das die Menschheit sich gegenseitig zufügt, aber sehr bald, viel zu schnell und übergangslos war mein Gemüt bald taub und stumpf geworden. Mit der Zeit hatte ich meine Erlebnisse nur noch oberflächlich verarbeitet, ohne mich weiter mit den unmenschlichen Erlebnissen zu beschäftigen.

Zu Kriegsbeginn hatte ich mein begonnenes Studium abgebrochen, um meinem Vaterland dienen zu dürfen. Vorerst wurde ich auf einer Kriegsschule zum Leutnant herangebildet, denn man glaubte, in mir ein Führungstalent gesehen zu haben. Nach der Ausbildung konnte ich mein



brennendes Verlangen an dem großen Krieg teilhaben zu dürfen, endlich stillen. Die jungen Männer dieser Zeit hatten das Soldatendasein, den Krieg und die Schlachten mit einer aus den alten Kriegen übertragenen Romantik verbunden, eine Romantik, die ich auch erleben wollte. Was bedeutete schließlich der Krieg für einen naiven, jungen Mann? Kampf, Männlichkeit, Ehre und Auszeichnung? Im Grunde dankte ich doch den Sternen, dass ich schnell das wahre Gesicht des Krieges kennengelernt hatte: das Leid, Entbehrung, Verstümmelung, Giftgas, das Maschinengewehr, Bajonett, Flammenwerfer, Artillerie, Hunger, Durst, Ratten, Verwesung, Gleichgültigkeit, Verrohung, Entmenschlichung. Die diesen Attributen entgegengestellte Alternative des eigenen Todes, hatte ich in den vergangenen Monaten oft als Erlösung, als Ende der Geißelung herbeigesehnt. Diese Gedanken und der allgegenwärtige Alb des Todes wogen schwer auf meiner Brust.

Es war eine dunkle Nacht. Ich rauchte, im Graben liegend, eine Zigarette nach der anderen, als könne ich auf diese Weise die bösen Geister aus mir vertreiben, die in meinem Gemüt ihr Unwesen trieben. Aber auch der Rauch konnte den immerwährenden Verwesungsgeruch nicht verbergen. Die zunehmend wärmeren Tage und laueren Nächte hatten den Verwesungsprozess der vielen nicht begrabenen Leichen im Niemandsland beschleunigt. Im Laufe der Zeit war der penetrante Geruch in alles gedrungen: in das Wasser, in den Proviant, in die Uniformen, in die Seele. Dieser Gestank war allgegenwärtig, der Tod war allgegenwärtig; er war immer da. Er begleitete uns in den Kampf, ins Hinterland, in die Traumwelt. Er war unser ewiger Begleiter geworden, war Freund, war Feind, war Geliebte und treuer Begleiter geworden. Auf ihn konnte man sich verlassen. Am Ende konnte er sich immer an einer reichen Ernte an jungem Blut erfreuen. Und auch in einigen wenigen Stunden würde der Tod wieder eine reiche Ernte eintreiben.

Im Schutz der Dunkelheit arbeiteten lautlos die Pioniere an dem Stacheldrahtverhau vor unseren Stellungen, damit wir zur gegebenen Angriffsstunde schnell und ungehindert unsere Stellungen verlassen können. Alles musste lautlos geschehen, denn die Pioniere befanden sich auf offenem Feld und wären für die feindlichen Scharfschützen eine leichte Beute geworden. In den Schützengraben und in den Bunkern beschäftigten sich die meisten Soldaten mit dem Reinigen ihre Waffen oder überprüften sich ihre Ausrüstung, Munition und Granaten. Jedermann war einer Beschäftigung nachgegangen, denn keiner wollte mit sich in dieser Stunde tatenlos über die bevorstehende Schlacht grübeln. Nur die neuen Rekruten, die Grünen, die Jungen hatten keine Vorstellung von dem bevorstehenden Horror menschlicher Vernichtungswut. Sie hatten noch keine Schlacht erlebt, keinen Menschen getötet, hatten noch nicht erleben müssen, wie vor ihren Augen ihr bester Kamerad zerfetzt wurde. Sie lebten in einer illusorischen Gedankenwelt, geprägt von Ruhm, Ehre und Sieg, strammer Marschmusik, Stolz und den lieblichen ehrfürchtigen Augen der jungen Mädchen. Die „Alten“, die kampferfahrenen Männer, hatten sich an die kalte Wahrheit des Krieges vor langer Zeit gewöhnt. Daher machten sie sich auch keine falschen Vorstellungen und jeder dieser fronterfahrenen Männer hatte somit seine eigenen Methoden entwickelt, um bis zum Zeitpunkt des Kampfes seine Gedanken abzulenken.

„In dieser Schlacht sollte auch mein jüngerer Bruder Stefan teilnehmen“, dachte ich, als ich eine neue Zigarette anzündete. Er hatte vor kurzer Zeit sein Notabitur bestanden und meldete sich zum Kampf für Vaterland und Kaiser, um dem großen „Unrecht“ der Entente entgegenwirken zu können. Er war mit 18 Jahren noch ein Kind mit naiven Vorstellungen von Krieg und Kampf und unwirklichen patriotischen Ambitionen, und sah seinen Daseinszweck darin, dem Vaterland und Kaiser dienen zu

dürfen. Diese Romanisierung des Krieges war meist nach der ersten Schlacht in diesen jungen Kriegeren verschwunden. Alle Erlebnisse hatten sich in die jungen Gedächtnisse eingeätzt und sie lernten schnell, welch ein Teufelswerk der Krieg letztendlich war.

Die alten Kämpfer hatten den Eifer der jungen Nachwuchsrekruten und ihren Drang, sich in einer Schlacht heroisch auszuzeichnen erkannt und versuchten, den enthusiastischen Ausguss der Jungen etwas zu dämpfen.

Seit seiner Ankunft hatte der Umstand, dass mein junger Bruder auch an dieser Schlacht teilnehmen werde und ich nichts tun konnte, um ihn zu schützen, an meinem Gemüt gezehrt. Die Vorschriften hatten es nicht erlaubt, meinen Bruder in unserem Zug oder der Abteilung unterzubringen, so wurde er in einen anderen Abschnitt verlegt. Auch hatte ich versucht, ihn in die relative Sicherheit des Hinterlandes versetzen zu lassen. Leider war da nichts zu machen. Nichts hatte ich tun können, als dem Schicksal seinen Lauf zu gewähren, zu hoffen, zu bitten und die Gunst Gottes zu erflehen! Gab es denn noch einen Gott hier in der Hölle auf Erden? Warum ließ ein guter Gott all dies zu? Was bist Du, Vater? Hast Du uns verlassen? Dennoch betete jeder. Jeder bat Gott insgeheim, sein Leben zu behüten. Ich bat in dieser Nacht um das Leben meines Bruders, wobei ich hinauf zum bewölkten Himmel blickte. Ich wusste gar nicht mehr, was ein Gebet war. Es war schon lange her. Hier hatte ich mit der Zeit das Beten verlernt. Nun saß ich hier in einem Graben aus Dreck und Erde, in dieser Hölle, und stammle ein unbeholfenes Gebet einem Gott entgegen, den ich lange vergessen hatte, flehe um das Leben eines Soldaten, und bot mein eigenes Leben als Gegenopfer an.

Ruhe kehrte wieder in meinen Geist. Alle Gedanken verschwanden und eine Ruhe umgab meinen Geist einen kurzen Augenblick lang, um gleich wieder einer inneren

Aufregung zu weichen. Ich zündete mir eine weitere Zigarette an und zog an ihr nervös, als sich vertraute Schritte näherten.

„Wenn's schon so weit wär', die ganze Sach'! Das Warten macht mich noch ganz blöd“, sprach Feldwebel Hofmeyer, mein erfahrener erster Gruppenführer.

Josef Hofmeyer war ein einfacher unkomplizierter Mann, der jedoch im Gegensatz zu seinem Bildungsstand und Alter, eine ansehnliche Portion Lebensweisheit mit sich trug und Gefahren geschickt ausweichen konnte. In Oberbayern hatte er mit seiner Frau einen eigenen Hof und einen kleinen Sohn. Als äußerst fähiger Soldat genoss er ein großes Vertrauen unter den Männern. Er war etwa Mitte dreißig, also älter als sie meisten jungen Rekruten, etwas klein, aber kräftig gebaut, mit dichtem schwarzen Haar.

Ich sah zu ihm auf und versuchte etwas zu lächeln. „Da haben Sie recht, Josef! Man kann sich an den Sturmangriff, die Granaten und das Sterben gewöhnen, ja fast eine Gleichgültigkeit entwickeln, aber vor den Stunden einer Schlacht breitet sich ein ungutes Gefühl im Gemüt aus. Das war vor der ersten Schlacht genauso wie jetzt.“ Hofmeyer nickte.

„Wir sind fertig für den Angriff, Herr Leutnant, bald geht's rund mit der Artillerie, dann um sieben geht's auf zum Feind“, sagte Hofmeyer mit seinem typischen Grinsen im Gesicht. Im Umdrehen murmelte er noch einige Worte, die ich nicht mehr verstehen konnte. Dann war er in dem dunklen Grabenlabyrinth verschwunden.

Nach weiterem Sinnieren überkam mich der Schlaf, aus dem ich gleich wieder aufschreckte. Ein Geräusch. Lautlos beugte ich mich über den Graben und spähte hinüber in das Niemandsland. Wie von einem Todeswunsch besessen, reckte ich mich weiter und weiter hoch, bis ich schon auf

dem Wall aus Sandsäcken stand. So stand ich bloßgestellt vor der feindlichen Linie. „Das solltest du sein lassen. Die Scharfschützen sind überall“, sann ich noch, als ich in der Ferne des Schlachtfeldes Hunde anschlagen hörte. Die Hunde, ein Rudel kräftiger Tiere mit schwarz glänzendem Fell, näherten sich. Das Keifen der Hunde dröhnte in meinen Ohren. Bald standen die schwarzen Tiere mit schaumumrandeten Mäulern und gespreizten Beinen vor mir und bleckten ihre weißen Zähne. Dicht an dicht wagte sich das Rudel scharrend heran. Sie reckten ihre Köpfe in alle Richtungen, knurrten, heulten und zogen die faule Luft durch ihre feucht glänzenden Schnauzen in ihre Lungen. In der Dunkelheit erschienen die vielen, eng aneinander geschmiegt Tierleiber wie ein Cerberus der Unterwelt, ein Hund mit einem Körper und vielen Köpfen. Dann flossen die Körper dieser Höllenhunde ineinander und formten einen einzigen, übergroßen Hundekörper. Sieben Köpfe ragten aus dem Rumpf des Ungeheuers. Langsam, mit vorsichtigen Schritten trat ich zurück und fiel rücklings in den Graben, der jedoch vor diesem Untier keinen Schutz bot. Ich lag auf den Bohlen des Grabens, als das Untier seine Köpfe an schlangenartig langen Hälsen über den Grabenrand schweifen ließ. Ich spürte den heißen Atem und Geifer des Tieres oder der Tiere auf meinem Gesicht, so nah waren ihre Mäuler. Der Atem roch nach Blut und die vielen Augen blitzten im Sternenlicht. Ich versuchte, mich an den Boden zu schmiegen, als die Mäuler des hungrigen Cerberus beinahe mein Gesicht berührten.

„Schorsch!“, zischte es. Die Vision war verschwunden und an ihrer Stelle sah ich nur noch das Gesicht Brunos. Bruno war ein Leutnant aus dem Nachbarzug, der nördlich von unserer Stellung lag. Er hatte sich in vergangenen Kampfpausen oft zu uns auf ein paar Gläser Brantwein gesellt. Bruno war aus Berlin, hatte aber sein Studium in München begonnen, als der Krieg ausbrach. Uns hatte ein

gemeinsames Interesse an Literatur und Kunstgeschichte verbunden und damit war eine Freundschaft entstanden.

„Wat machste da? Mitten im Graben pennen?“ Bruno kicherte. Ich sah ihn verwundert an. Dann reichte er mir seine Hand und half mir auf die Beine.

„Ich, ich hatte einen komischen Traum“, stammelte ich. „Alles war so klar, so echt und real. Fast wie ein Wachtraum. Na, ja, war eben nur ein Traum.“

„Mach dir nichts draus. Wir sind hier alle ein bisschen verrückt geworden“, sagte Bruno und ergriff abermals meine Hand. „Ich wollte dir nur noch mal viel Glück wünschen. Bald ist es so weit. Pass auf dich auf.“ Ich wünschte ihm ebenfalls alles Gute und er verschwand lautlos in Richtung Norden. Der Morgen war fast schon da. Der Morgenstern funkelte hoch am Himmel. Ich musste zu meinen Männern.

Gedankenverloren stand ich vor einer Leiter, die uns über Graben und Sandsäcke ins Verderben im Niemandsland führte. Dieser luzide Zerberus Traum, aus dem mich Bruno gerissen hatte, klang noch an meinem Bewusstsein nach. Was bedeutet dieser Traum? Eine Ausgeburt meines Unterbewusstseins? Ein Wahrtraum? Eine Offenbarung in symbolischer Form? Ich verdrängte, diese Gedanken.

Ein unaufhörliches Donnern riss mich in die Realität zurück. Das weite und tiefe Grollen aus dem Hinterland kündigte das Artilleriefeuer an, welches jetzt pausenlos auf die feindlichen Stellungen niederprasselte und unseren Gegner für einen bevorstehenden Sturmangriff schwächen sollte. Unaufhörlich blitzten die Mündungsfeuer aus dem Hinterland. Die schweren Geschütze schleuderten fauchend ihre tödlichen Frachten über uns hinweg in die feindlichen Stellungen, wo die Granaten zerbarsten. Vorsichtig erhob ich mich und ermaß das Niemandsland durch eine

Schießscharte mit einem Feldstecher. In den feindlichen Stellungen und Gräben zerbarsten die Granaten in Feuer, Rauch und Splitter. Ein fortwährendes Bersten, Blitzen und Grollen schlug durch die feindlichen Stellungen. Balken, Gerätschaft, Dreck, Körperteile und Steine flogen durch die Luft und säten zusammen mit unsichtbaren Granatsplintern Tod und Verderben. Es war ein grausiges Schauspiel, aber ich konnte meinen Augen nicht abwenden. Eine unsichtbare Kraft hielt mich und zwang meine Augen, unabwendbar diesem Inferno Zeuge zu sein.

Ich wusste nicht, wie lange ich dem Schauspiel zugesehen hatte, als ich die Stimme Hofmeyers vernahm. Derart hatte mich diese Todesorgie in ihren Bann gezogen. Hofmeyer sah mich erstaunt an. Was sah er in meinem Gesicht? Reflektierte sich das, was ich gesehen hatte, und verwandelte mein Angesicht in eine groteske Fratze? Er lächelte nur.

„Unsre Männer sind bereit“, sagte er mit seiner ruhigen tiefen Stimme.

„Ich danke Ihnen, Josef“, sagte ich kurz und starrte angespannt auf die Leitersprosse vor mir, ohne einen weiteren Gedanken an das kommende Gemetzel zu verschwenden.

6:50 Uhr: In zehn Minuten wird es so weit sein. Dann werden die Geschütze schweigen und wir werden in die Hölle stürmen, um Fleury einzunehmen. Noch vor Ende des Bombardements werden dann Grünkreuzgranaten verschossen. Was dann die konventionellen Waffen nicht vernichten hatten, sollte durch Giftgas getötet werden. Das Phosgen wird dann seine Arbeit leisten. Wie erfinderisch der Mensch sein konnte, um andere Menschen zu vernichten?

6:55 Uhr! „Gasmasken aufsetzen!“, hörte ich eine Stimme. Die ersten Gaskartuschen schlugen drüben ein, aber ein

Wind trug das vernichtende Gas schnell wieder fort. Angespannt warteten wir in unserem Graben auf die Trillerpfeife, die als Angriffssignal diente. Die Artillerie setzte aus. Gleich ist es so weit. Wir, die „Alten“ wussten, was uns bevorsteht. In einem Krieg altert man schnell, altert im Aussehen und in der Seele. Was ein Soldat hier zu durchstehen hatte, lässt sich nur schwer zu verwerthen. Erlebnisse des Gräuels einer Schlacht wurden nur unter die Oberfläche verdrängt. Die Erlebnisse wurden nicht verarbeitet, und innerhalb kurzer Zeit waren wir abgestumpft, emotionslos, ja wir waren seelenlose Maschinen, Tötungsmaschinen aus Fleisch und Blut geworden. Somit schützten wir uns vor uns selbst. Unsere Regimenter wurden für das armselige Dorf Fleury bestimmt. Zwar hatten wir in vorigen Angriffen einige Erfolge verzeichnen können wie Fort Vaux, welchen Schritt für Schritt mit Blut bezahlt worden war. Angespornt durch die Einnahme des Forts, war Falkenheyn zu neuen Offensiven an gegen Fleury, Fort de Souville, Thiaumont und andere gottverlassene Flecken in der Verduner Umgebung ermutigt worden.

7:00h! Trillerpfeife! Deutsche Pünktlichkeit. Pünktlich antreten zum Töten und Sterben. Flink kletterten wir aus dem Graben auf das freie Feld des Niemandslandes. Eine feldgraue Masse quoll aus der Erde. Auf drei Kilometer Länge erfolgte der Sturm. Bald hatte der Feind uns im Visier und ließ seine Feuerorgie auf uns niederschmettern. Mechanisch, mit bajonettbestückten Waffen und Handgranaten in den Koppeln liefen wir, leicht gebückt und mit eingezogenem Kopf, dem Tode entgegen. Ich konnte nur schwer unter der Maske atmen. Das Glas der beiden runden Sehlöcher lief an. Schlechte Sicht. Schließlich streifte ich die Maske ab und ließ sie fallen. Endlich konnte ich wieder sehen, aber die vielen Krater, Schlamm und Geröll erschwerten mein Vorwärtskommen. Erst waren wir mit



Mörser beschossen worden, dann auch mit Granatwerfern und dann, als wir in die Reichweite der Maschinengewehre gelangten, surrte der Kugelhagel durch unsere Reihen. Wir liefen unbeirrt voran, denn unsere Aufmerksamkeit war nur auf das Ziel gerichtet. Wir waren eine Maschine gewesen. Jeder einzelne war ein Teil eines großen Apparates geworden. Immer vorwärts, ohne zu fühlen oder zu denken, nur handeln, laufen, kämpfen, töten. Der Dreck, der durch die Mörser aufgewühlt worden war, prasselte auf Helm und Schulter. Kugeln flogen zischend vorbei, und Querschläger kreischten um uns auf. Einige Projektilen bohrten sich dumpf durch die Leiber einiger Männer meines Zuges. Viele brachen leblos zusammen. Andere Getroffene hatten kurz aufgeschrien, bevor der Tod auch sie verstummten ließ. Überall wälzten sich Verwundete im Dreck, wanden sich in Schmerz, wimmerten, schrien, fluchten, beteten. Mit der Zeit hatte ich gelernt, alles teilnahmslos über mich ergehen zu lassen, das Schicksal der Toten und Verletzten, die Kugeln und Granaten. Mich beherrschte nur noch ein unausgesprochener Zwang zum Weiterlaufen und Kämpfen.

Die Wucht einer Explosion zu meiner Linken hatte meinen Nebenmann und mich durch die Luft gerissen und in eine kleine Mulde geworfen, deren Boden aus gelbbraunem, flüssigem Schlamm bestand. Ich war etwas benommen, und der Druck der Explosion ließ meine Ohren summen. Nach einigen Augenblicken konnte ich wieder klar denken. Mein Nebenmann lag leblos auf mir, tot, und ich schob ihn behutsam von mir. Der Schlamm färbte sich rot. Ich stützte mich auf meine Arme und sah, dass nur noch ein halber Mann vor mir lag. Beine und Hüfte fehlten. An deren Stelle klaffte eine schleimig-rote Öffnung, aus der das Gedärm, Magen und Leber quoll. Einen Moment lang blickte ich in sein Gesicht. Der Tote hatte einen friedlichen Gesichtsausdruck, als würde er nur schlafen. „Des Schlafes großer Bruder“, dachte ich und griff nach meiner Waffe, die

in meiner Nähe lag, sprang auf und lief weiter, um zu meinem Zug aufzuholen. Nachdem ich meinen Zug wieder traf, sah ich, dass er schon kleiner geworden war. Josef sah mich, und lächelte kurz, als wäre er erleichtert gewesen, mich noch lebend vorzufinden.

„Fast die Hälfte hat's erwischt“, rief mir Josef Hofmeyer zu, „und wir sind noch nicht einmal da!“ Ich hatte keine Antwort und lief weiter.

Wir näherten uns den feindlichen Linien. Vor uns lag der Stacheldrahtverhau, den wir vernichtet geglaubt hatten. Dieses Hindernis bot den feindlichen Schützen eine gute Gelegenheit, uns weiter aufzuhalten in diesem verzweifelten Kampf um ihre Stellungen. Vereinzelt hingen leblose Körper in dem Drahtverhau, ganze Körper und auch nur Körperteile. Ein Kopf samt Helm lag neben einem Balken, der einst als Teil einer Bunkerdecke gedient hatte.

Verzweifelt versuchten wir, uns durch diesen Drahtverhau zu kämpfen. Ohne Schutz waren wir dem Feuer preisgegeben. Mit zerrissener Uniform und blutigen Händen kroch ich unversehrt durch eine Bresche, vorbei an den Toten; manche hatten noch Drahtzangen in den Händen. Endlich der erste Graben. Blaugraue Uniformen der Franzosen mit aufgepflanzten Bajonetten erwarteten uns. Sprung in den Graben. Nahkampf. Ich lief durch einen Graben und aus dem Nichts sprang ein französischer Infanterist auf mich los. Sein Gesicht war rußigschwarz mit rot entzündeten Augen und einem dicken Schnurrbart auf der Lippe. Im rechten Moment parierte ich seinen Angriff und stieß mein Bajonett in seinen Brustkorb. Wie leicht die Waffe die Brust durchbohrte; wie leicht ist es, ein Leben zu löschen. Seine Augen waren weit geöffnet und ein kurzer greller Schmerzensschrei war seiner Kehle entwichen, bevor sein Leben erlosch. Ein Mann wie Millionen andere. Mit Familie, mit Kindern, die zu Hause um ihn bangten? Hatte er

eine Frau, eine Geliebte, die seinen Tod beweinen wird? Eine trauernde Mutter? Ein Bruder? Stefan! War Stefan unversehrt? Rasch zog ich die Waffe aus dem toten Körper und sprang über ihn hinweg. Handgranaten! Aus einem Graben flogen uns Handgranaten entgegen. Dumpfe Detonationen wühlten Staub und Dreck auf und beizender Rauch verbreitete sich wie Nebel im feindlichen Graben. Schmerzensschreie, Gewimmer. Mann gegen Mann. Klirren der Waffen und Koppeln, Schüsse, Explosionen und Todesschreie schufen unmenschliche Symphonien. Die Menschheit war von Moral und rechtem Denken verlassen worden. Das alte Europa, seine Kultur, Kunst, Literatur und Wissenschaft hatten uns hier verlassen. Hier spielte sich die Rückentwicklung der Menschheit im Kampfe des täglichen Überlebens in ein tiermenschliches Dasein. Fressen oder gefressen werden war unser tägliches Los geworden. Keiner konnte sagen, wie lange sich der Kampf hingezogen hatte, aber schließlich räumte der Feind die Gräben und es war unsere Aufgabe, möglichst viele fliehende feindliche Infanteristen mit unseren Waffen zu erfassen. Die in den Rücken getroffenen klatschten hart auf den Grund und blieben regungslos liegen. Wir hatten Fleury eingenommen. Ein Dorf wie tausend andere Dörfer. Jeder Schritt war mit Blut schwer bezahlt worden. Die Parole hieß, den Feind weiß zu bluten. Ja, der Feind blutete aus und wir mit ihm. Wir „Alten“ machten uns keine Illusionen mehr: Ein Krieg wie dieser war ein Krieg, in dem beide Seiten schon verloren hatten. Wie wertlos war der einzelne Mensch geworden, wie roh und abgestumpft die Gemüter der Einzelnen.

Nach den Kampfhandlungen war es wieder ruhiger in diesem Abschnitt geworden. Die Franzosen hatten sich zurückgezogen und würden gewiss bald einen Gegenangriff wagen, um uns wieder in den ursprünglichen Abschnitt zurückzuwerfen.

Josef machte Meldung. Unser gesamter Zug bestand nur noch aus sechs Männern, alle anderen waren tot oder vermisst. Keine Verwundeten. Kampfpause. Man suchte nach Wein, um den Geist zu betäuben. Ich jedoch zog es vor, die feindlichen Stellungen zu inspizieren. Müde strich ich durch die Gräben und inspizierte auch einige Häuser oder das, was von ihnen übrig geblieben war. Eigentlich hatte ich keine Lust, etwas zu tun. Mein Geist war leer und ich konnte und wollte keine Gedanken formen. Ich war müde und erschöpft geworden. Lebte ich noch, oder war ich schon tot? Mir war das Einerlei. Ich ging an einem Wehrgang entlang, der an einem Eingang zu einem Erdbunker endete. Links lag eine graue Feldtasche. Ich öffnete sie und holte ein Buch hervor. *Friedrich Nietzsche, Ainsi parlait Zarathoustra*. Ich musste lachen. Der Blick auf dieses Buch entfachte ein schon tot geglaubtes Licht in meinem Gemüt. Hier, auf diesem gottverlassenen Schlachtfeld, wo Zerstörung und Vernichtung auf primitivster Weise vorherrschten, fand ich diesen Glimmer, diesen Lichtblick in andere Zeiten, wo es Kultur, Ethik, Kunst, und Geistigkeit noch gegeben hatte. Wo es ein Du-sollst-nicht-Töten Gebot gab. Hier in diesem Graben hatte es einen Menschen gegeben, der noch einen Funken Menschlichkeit in sich getragen hatte. Ich erinnerte mich noch an eine Aussage Zarathustras, über die ich mir als Schüler noch Gedanken gemacht hatte: „Der Mensch ist etwas, was überwunden werden will. Das Kennzeichen des ‚höheren Menschen‘ ist seine Selbstüberwindung.“ Wir hatten uns nicht selbst überwunden, sondern uns gegenseitig überwunden und damit das Höhere im Menschen spöttisch zerschlagen. Gab es jemals wieder ein Zurück, ein Umkehren aus dieser Hölle?

## ***Kapitel II***

### ***Die Nachricht***

Behutsam legte ich das Buch in die Feldtasche, stellt sie an ihren ursprünglichen Ort, und verließ den Graben. Ein Melder kam auf mich zu, schlug einen Hacken und hob seine Hand an die Schläfe zum militärischen Gruß.

„Melde gehorsamst! Herr Leutnant Steingarten, habe sich bei Oberleutnant Bergmann zu melden“, rief der Melder mit gepresster Stimme. Ich erwiderte seinen Gruß, dankte ihm und machte mich auf den Weg.

Markus Bergmann war mein Freund. Als Kinder hatten wir in derselben Straße gewohnt. Ich konnte mich noch an seinen blonden Schopf erinnern, als ich ihn das erste Mal gesehen hatte. Stefan und ich hatten auf einem Erdhügel an einer Baustelle gespielt, als Markus grinsend zu uns hinaufgestiegen war und sich vorstellte. Seitdem waren wir Freunde. Er war etwas älter als ich, aber der kleine Unterschied spielte keine Rolle. Er hatte schon damals ein großes Interesse an allen technischen Errungenschaften unserer Zeit gehabt. Es war nicht verwunderlich, dass er nach dem Abitur ein Ingenieurstudium begonnen hatte. Er war intelligent und war nach seiner militärischen Grundausbildung Leutnant bei den Pionieren geworden. Nach einer Verletzung war ihm, wegen seiner Leistung unter feindlichem Feuer, das Eiserne Kreuz der zweiten Klasse verliehen worden. Seine Verwundung hatte ihn frontdienstuntauglich gemacht und war dem Führungsstab, unmittelbar hinter der Front, als Oberleutnant zugeordnet worden.

Was wohl der Markus wollte? Dann durchfuhr es mich: „Der Stefan! Hat Markus eine Nachricht von Stefan?“ Ein dumpfes Gefühl wühlte sich durch meine Magengrube und eine ungute Vorahnung schlich durch jede Faser meines Körpers. Ich fing an, rascher zu gehen, um schließlich im Dauerlauf in den westlich gelegenen Befehlsbunker zu gelangen, wo mich Markus erwartete.

Bekommen hielt ich vor der Tür des Bunkers inne. Der Wachtposten grüßte und ich winkte ganz unmilitärisch ab. Ich griff ich nach meinem Zigarettenetui und zündete mit zitternden Händen eine Zigarette an. Hastig zog ich den Rauch tief in die Lunge, um das Nikotin auf mich einwirken zu lassen und meine Nerven etwas zu besänftigen. Aber dieses sinkende Gefühl, sogleich eine schlimme Nachricht zu erhalten pochte in mir. Endlich warf ich die bis zum Stummel gerauchte Zigarette achtlos in den Staub und trat durch die Tür.

Im Bunker herrschte ein bedrückendes Klima. Die Luft war schwer, verbraucht und durch Zigarettenqualm vernebelt. Tabakgeruch hatte sich mit Schweiß und frisch getünchter Wand vermischt. Ich trat zu einem Adjutanten, der an seinen Schreibtisch vor einigen Mappen und Papieren saß.

„Leutnant Georg Steingarten. Hier auf Befehl von Oberleutnant Bergmann“, sagte ich kurz.

„Treten sie durch den Vorhang ein. Sie werden erwartet“, sprach der Adjutant, der nur kurz durch seine dicke Brille auf sah.

Ich trat ein und sah meinen Freund Markus, der inmitten des Raumes mit zwei Offizieren über eine Karte gebeugt stand. Als er auf sah, wurde sein Gesicht ernst und traurig. Die Vorahnung einer ominösen Nachricht traf mich wie einen Schlag. Sogleich verließen die beiden anderen Offiziere schweigend den Raum. Markus blickte mir mit

strengen Augen entgegen. Sein Gesicht war blutlos bleich geworden, als er auf mich zuging. Er öffnete seinen Mund, als wolle er etwas sagen, aber keine Worte kamen aus seinem Mund.

„Ich... es tut ...“, stammelte er endlich, „der, der Stefan ist gefallen“, brach er dann schließlich hervor. Sein Kinn zitterte und eine Träne lief an seiner Wange herab.

Wie ein Betrunkener stieß ich unverständliche Worte heraus und fiel auf einen Stuhl nieder. Ich saß einfach nur da, in die Leere starrend, unfähig einen Gedanken zu formen. Meine Seele war taub, der Mund trocken. Ich fühlte nichts. Markus rückte einen Stuhl heran, setzte sich mir gegenüber und steckte sich eine Zigarette an. Ich versuchte, meine Gedanken zu sammeln, und flüsterte mit matter Stimme: „Wann? Wo? Wie?“

Markus reichte mir eine Zigarette und Feuer. Ich zog kräftig an der Zigarette und bemerkte, wie warme Tränen an meinem Gesicht herabflossen. Der Konsternation dieser Schreckensnachricht lag tief und eine Benommenheit ließ alle Gefühle in mir verstummen.

„Der Stefan ist gleich bei Beginn des Angriffes gefallen“, sagte Markus mit einer zitternden Stimme. „Eine Granate schlug neben ihn ein. Er war sofort tot.“

Ich nickte nur und zog an meiner Zigarette. Tod. Der Tod war allgegenwärtig. Er war der Herr, unser Gott. Ihm bereiteten wir unsere Opfer. Wir hatten unser Dasein in Demut und Ehrerbietung für unser Land gegeben. Stefan hatte sein Leben geopfert; er hatte seine Pflicht getan. Obwohl im Krieg der plötzliche Tod eine tägliche Selbstverständlichkeit geworden war, hegte ich nie die Vorstellung, dass meinem Bruder etwas zustoßen könne, ganz zu schweigen, dass er fallen würde.

Ich konnte nichts mehr sagen und saß nur auf dem Stuhl mit leerem Blick in die Ferne gerichtet. Nach einigen stillen Minuten sagte Markus: „Ich kann mich noch erinnern, als ich euch das erste Mal auf diesem Erdhügel vor unserem Haus traf. Stefan sagte stolz, er sei Bergsteiger und müsse auf dem Gipfel ein Kreuz aufrichten.“

Ich musste bei dieser Erinnerung lächeln. Ja, das war der Stefan gewesen: ein drolliger kleiner Bursche mit lebhafter Fantasie. Wir drei Abenteurer hatten in unserer kurzen Kindheit doch viel in unserer Stadt und der Umgebung unternommen.

Wir unterhielten uns noch eine Weile über Vergangenes und so manche Erinnerungen wurden im Geiste wiederbelebt. Als es anfang zu dämmern, verabschiedete ich mich von Markus und machte mich auf, wieder in meine Stellung zurückzugehen. Zwar meinte Markus, ich solle mich aufgrund der Umstände beurlauben lassen, was er gerne auch zuwege bringen könne, aber ich verneinte, denn ich konnte einen Heimaturlaub nicht ertragen. Wie hätte ich der Mutter ins Gesicht blicken können? Was hätte ich auch zum Trost sagen können? Leere Worte, Belangloses. Nein, zuerst musste ich mich einmal selbst konfrontieren. Beim Hinausgehen musste versprechen, mich bald wieder zu melden. Zum Abschied beteuerte Markus, er werde dafür sorgen, dass meine Mutter unverzüglich von Stefans Tod benachrichtigt werde.

Draußen war es schon dunkel und die Luft war merklich kühler geworden. Ein Geruch von Rauch und Feuer lag in der Luft. Mein Geist konnte die Tatsache von Stefans Tod noch nicht begreifen und das Gefühl der Trauer lag noch tief in meiner Seele eingemauert und verborgen. Das Begreifen es Todes meines Bruders lag in unvorstellbarer Ferne. Meine Seele wollte wieder das Leben feiern, den Triumph des Daseins und nicht immer nur den Tod. Nach dem kurzen



Gespräch mit Markus waren meine Gedanken tief in die gemeinsame Kindheit gedrungen, zum Elternhaus, zur Schulzeit. Ich war dort, wo mein kleiner Bruder mit mir gelebt hatte.

Stefan war 3 Jahre jünger gewesen und ich hatte mich immer wohlgeföhlt in meiner Rolle als der ältere Bruder, der den Jüngeren führte und belehrte, gesehen. Wir waren nicht nur Brüder gewesen, aber auch die besten Freunde. Unsere Kindheit war harmonisch verlaufen. Unser Vater hatte als Ingenieur sein eigenes Büro und war somit selbstständig und die Mutter hatte sich um unsere Erziehung gekümmert. Leider war der Vater aufgrund seines Berufes oft abwesend, sodass die Mutter zuweilen beide Elternrollen übernehmen musste. Es war aber immer schön, wenn der Vater für uns Zeit hatte. Im Herbst freuten wir uns immer wieder auf die Waldgänge mit dem Vater, um Pilze zu sammeln. Liebevoll hatte Vater mir und Stefan gezeigt, welche Pilze genießbar waren und welche nicht.

Für Fragen in Bezug auf die Technologie und neue Erfindungen unserer Zeit hatte der Vater immer die Zeit genommen, um mein Anliegen immer genauestens zu beantworten. In unserer Familie war der Vater der rationale Denker gewesen, der Logik und gute Aussprache förderte, und die Mutter war sein Gegenstück. Sie brachte Gefühl und Geborgenheit zum Ausdruck. Sie wusste vieles über Garten und Heilkräuter und hatte für uns Kleinen immer eine Sage oder ein Märchen. Unser Vater war die Wissenschaft und Ratio gewesen. Im Gegensatz dazu war nach den Erzählungen der Mutter zufolge, jeder Baum im Garten von einem Faun bewohnt. Im Teich hinter dem Haus tummelten unsichtbare Wassernixen und Wassermänner hatten ihr Heim am Grund der Seen. Die Höhlen im Gebirge waren von Kobolden mit braunen Mützen und Umhängen bevölkert. Die Mutter zeigte uns die Magie der Natur und dieses magische Denken ergänzte das rationelle wissenschaftliche Denken

des Vaters und hielt es im Gleichgewicht, sodass sich unsere Kindheit gleichzeitig in Traum und Wirklichkeit, Fantasie und Wissenschaft entfaltet hatte.

Wir hatten zusammen viele Abenteuer durchlebt und waren uns treu als Freund und Bruder. Oft hatten wir auch Tage bei den Großeltern verbracht, wo uns der Großvater von seinen Reisen in Afrika erzählte, von seiner Kongofahrt, Deutsch-Südwestafrika und den dortigen Menschen mit ihren Bräuchen, ihre Zauber und Gesänge. Er war auch nach Indien gereist, dem Land der vielen Götter. Von China hatte er auch von vielen Abenteuern erzählt. Die Großmutter war immer die Ruhe selbst gewesen und hatte einen Vorrat von Süßigkeiten für uns zum Naschen gehabt. Auch sie hatte immer Geschichten für uns, Märchen aus vergangenen Zeiten, die unsere Fantasie erregten und Bilder in unseren kleinen Seelen erweckten. So waren wir in einer schönen unschuldigen Zeit herangewachsen.

Noch während des ersten Semesters meines Studiums war der Krieg ausgebrochen, der das Leben verändert hatte. Der Vater war der Meinung gewesen, ich sollte mein Studium nicht unterbrechen. Aber dann war auch schon ein weiterer Schicksalsschlag gekommen. Plötzlich, ohne Vorwarnung starb der Vater an Herzversagen. Daraufhin brach ich mein Studium ab und meldete mich zur Infanterie. Nach der Grundausbildung war ich auch gleich an die Front geschickt geworden. Ich wurde verwundet. Nach meiner Genesung wurde mir dann vorgeschlagen, auf die Kriegsschule zu gehen, um eine Offiziersausbildung zu absolvieren, um schließlich dann wieder, dieses Mal als Leutnant, an die Front geschickt zu werden. Das war im Januar 1916 gewesen. All diese Bilder der Vergangenheit spielten sich vor meinen geistigen Augen ab, als ich im Dunklen mich auf meinen Weg zu meiner Einheit machte.

Ich schlich durch unseren neu eroberten Graben und konnte ich nicht mehr weiter an die Vergangenheit denken. Mir fehlte die Seelenkraft. Ich war leer. Mein Geist war taub; ich war erschöpft. Die Schlacht, die Botschaft, die Zukunft! Wie geht es weiter? Werde ich auch bald zu den Toten gehören? Hofmeyer kam und wollte einige tröstende Worte spenden, aber ich winkte ab und ging an ihm vorüber. Meine Beine schmerzten, mein Körper schmerzte. Erschöpft ließ ich mich auf eine Bretterbank sinken. Ich lehnte mich zurück und schloss meine Augen. Vor meinen geschlossenen Augen sah Stefan, seine Kinderaugen, blau und unschuldig. Er stand im Garten unseres Hauses. Es war Frühling gewesen und der Krokus blühte so wunderschön. Die Natur war erwacht. Dieses geistige Bild lag so klar vor mir, als könne ich es greifen. Ich roch die Frühlingsluft, hörte die Vögel singen, sah die Wolken am Himmel vorüberziehen. Ich war dort, nicht hier auf einem Schlachtfeld. Nein ich war zu Hause. Wie eine Seifenblase platzte diese Vision, und die Gegenwart holte mich ein. Stefan war nicht mehr. In meinem Geist zogen Bilder seines Gesichtes an mir vorbei und die Vision löste sich auf. Es war vorbei. Ich zog meine Beine an und vergrub mein Gesicht in meinen verschränkten Armen, als in mir der Schmerz meines Verlustes in mir heiß zu brennen begann. Niemals werde ich meinen Bruder in diesem Leben wiedersehen. Immer tiefer und schärfer drang der Schmerz in meine Seele. Es war ganz dunkel um und in mir geworden. Die Kräfte hatten mich verlassen und ich war müde. Mein Körper war taub geworden und mein Geist stumm. Schlaf überkam mich, tiefe bleierne Bewusstlosigkeit, traumlos und dunkel.

Ein Rütteln an meinem Arm weckte mich. Es war Feldwebel Hofmeyer, der mich aufforderte, zurück zum Zug zu kommen, denn es werde bald Morgen sein und man müsse mit einem Gegenangriff des Feindes bald rechnen. Die Pioniere hatten in der Nacht unsere neue Stellung

verdrahtet. Verstärkung war herangerückt, Maschinengewehr- und Mörserstellungen waren ausgebaut worden. „Wir sind bereit“, sagte Hofmeyer letztendlich, „um unsere neue Stellung zu verteidigen.“ Dann schwieg er. Auf dem Rückweg zu meinen Leuten sprach er kein weiteres Wort. Ich war noch nicht ganz wach und hatte den Schlaf noch in den Gliedern, als wir bei der Mannschaft ankamen. Stumm begrüßte mich der geschrumpfte Haufen. Es fehlten so viele meiner Männer. Das war Krieg.

## ***Kapitel III***

### ***Krieg***

Die Sonne stand schon über dem Horizont und die Melder machten ihre Runden. Die Aufklärung hatte einen bevorstehenden Gegenangriff bestätigt. Jeder größere Angriff war immer mit Artilleriebeschuss eingeleitet worden, also suchten wir schnell den Schutz eines Erdbunkers. Von Schutz konnte jedoch nicht die Rede sein, denn die Gewalt eines großen Kalibers hatte schon die stärksten Bunkerdecken durchgeschlagen und alles darunter lebendig begraben. Der erfahrene Soldat lebte im Jetzt, im Augenblick. Es gab keine Vergangenheit mehr und die Zukunft existierte nicht für den Krieger. Nur die Gegenwart war Wirklichkeit. Während der Schlacht verschwanden alle Gedanken. Gedanken war nicht mehr Teil der Wirklichkeit. Wirklich war das Suchen nach Unterschlupf geworden, das Überleben im Moment, dem Töten und getötet werden. Im nächsten Augenblick konnte man auch tot sein und aufhören da zu sein.

Eben hatten wir unseren Bunker erreicht, als schon das Bombardement über uns losbrach und uns mit Stahl und Dreck überschüttete. Dröhnend hallten die Explosionen in den Ohren und der Staub nahm uns die Sicht. Jeder lag auf dem Boden, die Arme schützend über die Köpfe verschränkt. Nach zehn Minuten war der Beschuss beendet und wir eilten auf unsere Posten. Durch den Rauch und Dunst konnte man die grauen Silhouetten der Angreifer sehen. Die Maschinengewehre und Mörser waren schussbereit, und als die feindlichen Truppen sich in Reichweite befanden, ließen

wir den Tod auf sie herniederprasseln. Die lebenden feindlichen Soldaten liefen unbeirrt im Laufschrift auf unsere Stellungen zu. Die Granaten und das Feuer der Maschinengewehre schlugen viele Angreifer nieder. Aber eine Reihe nach der anderen schloss auf und füllte die Lücken, die unsere Waffen geschlagen hatten. Unter großen Verlusten hatten die feindlichen Truppen die Stacheldrahthindernisse vor unseren Stellungen überwunden und drangen in die Gräben. Wieder Nahkampf. Jetzt waren wir die Verteidiger. Nach blutigen Nahkämpfen waren wir wieder in unsere Ausgangslinie zurückgeworfen worden. Tausende hatten sterben müssen, waren verstümmelt worden oder wurden in den Wahnsinn getrieben. Und immer wieder fragten wir uns: Für was? Es war ein ewiges Hin und Her. Beide Seiten wurden ausgeblutet, verheizt, vernichtet. Die Willkür der Regierenden entschied, wann gemordet und gemetzelt wird. Wir Soldaten hatten zu gehorchen. Alles hatte einen gemeinsamen Nenner: Krieg.

Unser zusammengeschrumpfter Zug lag wieder in der vertrauten Stellung. Sicherlich wird das Oberkommando einen neuen Plan für einen erneuten Angriff ersinnen und dieses tote Dorf, oder was von ihm noch übrig geblieben war, wieder in deutsche Hand zu bringen.

Unsere Mannschaft hatte nun Zeit, sich auszuruhen. Jedoch verleitete die verfluchte Untätigkeit zum Denken. In mir bohrte nur der eine Gedanke: der Tod Stefans. Ich war ein leeres Gefäß, ein tauber Körper ohne Empfindung, ohne Trauer oder Mitleid. Ich war seelisch stumpf geworden. In mir regten sich keine Emotionen, weder der Gedanke an Stefan oder an meine eigene aussichtslose Lage regte mein Gemüt. Aber aus diesem dunklen Nichts schlich leise und kaum vernehmlich ein hässliches kaltes Gefühl hervor, ein tief stechender Hass, der sich durch mein Gemüt fraß. Ich saß alleine, in die Ferne blickend, auf einem zerschossenen Baumstamm, aber meine Augen nahmen nichts mehr von